

Kira Klenke Lehre, die nach dem Studium bleibt

Stefanie Molthagen-Schnöring und Regina Zeitner Gesellschaftliche Verantwortung an der Hochschule stärken

Dieter Röh und Meike Butenob From Peer to Peer – Studierende unterstützen Studierende mit psychischen Belastungen

Anne König Mehr Lust als Frust: Alumniarbeit unter Nutzung sozialer Netzwerke

Andrew G. Hood Was bleibt, sind die Anekdoten

Andreas Stahl Über den Tag hinaus: Was vom Studium bleibt

Susanne Falk Durchlässigkeit beim Übergang vom Bachelor- ins Masterstudium

Marcel Schütz Mehr Managementansätze in der Hochschulorganisation?
Ein Diskussionsbeitrag

für anwendungsbezogene Wissenschaft und Kunst



Über den Tag hinaus: Was vom Studium bleibt



Andreas Stahl

Andreas Stahl
Dipl.-Betriebswirt (FH) und
Dipl.-Gesundheitswissen-
schaftler/Master of Public
Health

Arbeitet als Projektleiter an
einer hessischen Hoch-
schule

a.stahl@gmx.org
www.abc-hero.de

Was vom Studium bleibt, dürfte immer von vielen Faktoren abhängen.

- Um welche Person handelt es sich? Welche Sozialisation hat sie erfahren, welche Kenntnisse und Erfahrungen bringt sie mit?
- Um welches Studium handelt es sich? Wie war die Betreuung, wie die mitgebrachte Qualifikation auf eben dieses Studium?
- Welche Motivation und welche Ziele leiteten die Person? Welche privaten Kontakte und Netzwerke entstanden bzw. konnten genutzt werden? Was davon hat überdauert?
- Welche materiellen Restriktionen begleiteten das eigene Studium?

Fragen und Faktoren, die es aufgrund ihrer Heterogenität nicht leichter machen, einen „roten Faden“ aufzuzeigen, der inmitten dieser Vielfalt ersichtlich sein könnte. Letztlich ist jede Einschätzung von subjektiver Erfahrung und Wahrnehmung geprägt und sei es auch nur durch die Auswahl des zu betrachtenden Gegenstandes. Die vorstehenden Fragestellungen sollen anhand des eigenen Werdegangs kurz reflektiert werden.

Um welche Person handelt es sich? Welche Sozialisation hat sie erfahren, welche Kenntnisse und Erfahrungen bringt sie mit?

Die Person wurde in einem kleinbäuerlichen und -bürgerlichen dörflichen Kontext geboren. Fernab urbanen Treibens, abgeschieden auf den Höhen des Westerwaldes. Ein in sich geschlossenes Idyll mit all seinen Vor- und Nachteilen. Die tägliche Information über das Dorfgeschehen hinaus erfolgte durch TV und Tageszeitung. Mundart war Standard – in Familie und Dorf, einen

Kindergarten gab es nicht. Während die Kinder derjenigen, die „fiernehm schwassste“ (also des Mundartlichen nicht mächtig waren) zum Besuch gymnasialer Zweige „genötigt“ wurden, lag den anderen (obwohl oftmals mit qualifizierteren Schulnoten) ein beruflich orientierter weiterer Werdegang näher bzw. wurde ihnen näher gelegt, Berufsfachschule hieß das Zauberwort. Nach dieser strebten diese jungen Menschen eine Berufsausbildung an, die sie auch mit Erfolg absolvierten. Nur die wenigsten von ihnen setzten ihren weiteren Werdegang mit der Erlangung einer (Fach-)Hochschulzugangsberechtigung fort. Ihre einstigen Schulgefährten und Schulgefährtinnen waren zu diesem Zeitpunkt am Studieren (hatten jedoch mindestens eine Stufe des Sozialkompetenzerwerbes ausgelassen).

Um welches Studium handelt es sich? Wie war die Betreuung, wie die mitgebrachte Qualifikation auf eben dieses Studium?

Der Protagonist, der hier näher betrachtet werden soll, hat auf seinem bisherigen Lebensweg zwar eine Berufsausbildung erfolgreich abgeschlossen und sich ein Dreivierteljahr in einem metallverarbeitenden Betrieb als Akkordarbeiter einige Gelder erarbeitet, die es ihm ermöglichen, auch ein Studium aufzunehmen. Philosophie, Germanistik, Soziologie, Politologie wären Themenfelder gewesen, die ihn interessiert hätten, doch mit einer Berufsausbildung als Verwaltungsfachangestellter und einer kaufmännisch orientierten Fachhochschulreife war ihm dieser Zugang verwehrt. Ohne ausreichende eigene bzw. familiäre Mittel schien es zweckmäßiger, ein Fachhochschulstudium anzustreben, denn eine allgemeine Hochschulzugangsberechtigung nachzuholen. So führten soziale Grundgesinnung, kaufmännische Berufsausbildung, materielle Situation in Verbin-

Was vom Studium bleibt, hängt wesentlich von der Person, dem Studium, der Motivation und den materiellen Rahmenbedingungen ab. Der Autor reflektiert dies anhand des eigenen Werdegangs.

derung mit einer nicht vorhandenen universitären Zugangsberechtigung zum Besuch eines betriebswirtschaftlichen Studienganges (mit gesundheitswirtschaftlichem Schwerpunktangebot – das klang zumindest ein wenig nach „sozial“).

Die absolvierte Berufsausbildung bot einen Wissensvorsprung in einzelnen Bereichen, welche infolgedessen „langweilig“ schienen und vielleicht mit dazu beitrugen, dass unser Protagonist in seinem ersten Semester die meisten Leistungsnachweise von allen Neueingeschriebenen (darunter auch den mythenumrankten Statistikabschluss für das gesamte Grundstudium) erworben hatte. Manches entwickelt sich – auch die Erkenntnis. Wenn ein Studium Grundkenntnisse und handwerkliche Fertigkeiten vermittelt, so entwickelt es nicht zwangsläufig auch einen jungen Menschen. Die Dauer des damaligen Diplomstudienganges empfindet unser Protagonist beim Schreiben dieser Zeilen als zu lange – für den Erwerb von Grundkenntnissen und handwerklichen Fertigkeiten. Hierfür dürfte die einem Bachelorstudiengang innewohnende Zeitdauer – in der Tat – ausreichend sein. Für die Entwicklung eines Menschen, für die Unterstützung eines Reife- und Erkenntnisprozesses ist beides unzureichend.

Unser Protagonist hat sich – obwohl nebenher berufstätig – Freiräume geschaffen und genutzt, er besuchte Vorlesungen an der benachbarten Universität – gleichwohl er hierfür keine Leistungsnachweise erhielt, „hörte“ ebenso Philosophie wie Krankenhausbauplanung oder Technikfolgenabschätzung. Er kam mit Menschen aus anderen Zusammenhängen in Berührung. Auch im AStA.

Als die fruchtbarste Unterstützung während des Studiums entpuppte sich der Gedankenaustausch mit anderen Studierenden, insbesondere mit solchen, die schon einige Semester weiter waren. Die Betreuung durch Professoren und Professorinnen empfand unser Protagonist vom Grundsatz her als ausreichend, wenngleich diese auch eine große Varianz aufwies, die eine faktische Nichtbetreuung ebenso beinhaltete wie eine vorbildlich gute.

Welche Motivation und welche Ziele leiteten die Person? Welche privaten Kontakte und Netzwerke entstanden bzw. konnten genutzt werden? Was davon hat überdauert?

„Unser Kind soll es einmal besser haben als wir ...“, Gedankengänge wie diese sind häufig zu finden in Milieus, die klassischerweise vom Wohlstand einer besser situierten Gesellschaftsschicht ausgeschlossen sind. Das Studium des Kindes kostet Geld und ist für Familien oftmals entbehrungsreich. Auch können diese nicht für alle Kinder einer Familie erbracht werden. Strukturen, die an feudalistische Zeiten erinnern, aber nach wie vor gang und gäbe sind. So auch im Falle unseres Protagonisten. Vor diesem Hintergrund wird das Studium eher noch unter dem „Zwang“ betrachtet, dieses Studium schnell zu einem erfolgreichen Abschluss zu bringen. Hier einhergehend mit einem vorhandenen idealisierten Weltbild, „etwas für andere tun zu können“ – beispielsweise in einem Krankenhaus oder einer ähnlichen Einrichtung.

Auf vorhandene karrierefördernde Netzwerke konnte nicht zurückgegriffen werden, gleichwohl die Notwendigkeit dessen auch nicht bewusst war und unser Protagonist – blauäugig wie er ist – der Illusion anhing, Leistung sei als gewichtiger einzustufen denn vorhandene Netzwerke besser situierten Elternhäuser oder Parteibücher.

Von den Kontakten zu anderen Studierenden haben nicht viele überdauert. Die meisten überdauernden Kontakte resultieren aus gemeinsamen AStA-Zeiten.

Welche materiellen Restriktionen begleiteten das eigene Studium?

Wie bereits angedeutet, war unser Protagonist genötigt, Mittel zum Lebenserhalt zusätzlich zur Unterstützung aus dem Elternhause nebenher zu erarbeiten. Dies schränkt ein – materiell. Und beeinflusst den Studienerfolg. Doch es erweitert auch den Horizont und schafft Sozialkompetenz. Diese wird anderen, die später in Führungspositionen gelangen, oftmals fehlen.

Was also ist geblieben?

Aus dem Studium bzw. dem hochschulischen Engagement heraus:

- Das Wissen um das Funktionieren eines Wissenschaftsbetriebes
- Das handwerkliche Rüstzeug
- Ein differenzierter Blick
- Einzelne Kontakte

Aus dem Kontext des Studiums heraus:

- Das Wissen um Klassenunterschiede, manche haben es leichter
- Sozialkompetenz
- Die Entwicklung der Persönlichkeit

Und außerdem die Einschätzung, dass – Regelstudienzeiten kaum Belege über das Leistungsvermögen von Studierenden liefern,

- kurze Studiendauern unter Umständen einhergehen mit einer minderen Sozialkompetenz – was aber weiter zu untersuchen wäre,
- unbeschränkte Wiederholungsmöglichkeiten von Studien- und Prüfungsnachweisen sich im Zweifelsfall studienzeitverkürzend auswirken. ■